

(Nachdruck verboten.)

Der Entgleiste.*)

Von Wilhelm Holzamer.

1.

Erst kam dem Thomas sein Haus, an der Ecke der Pariser Chaussee, mit einer breiten Rundung in die Gasse gebaut. Die Gasse hieß die Kaiserergasse, oder auch die Bieglergasse. Sie hatte keinen richtigen Namen. Die Kaiserergasse hieß sie, weil die Kaiserklar drin wohnte. Die Kaiserklar aber war ein Original. Ein rauher Mensch. Sie hatte die Stimme wie ein Mann, und die Kraft dazu. Wenn sie den Letten ausgrub in der Ziegelei, schaffte ihr keiner nach. Wenn sie ihn wässerte, warf sie den Pumpenschwengel so ausgiebig, als sei er ein Spielzeug, und das Wasser schüttete dann nur so über den Kannel aus. Eins, zwei, drei, hatte sie die Grube voll. Und wenn sie dann den Letten angelehrt hatte, war's der beste. Reich und dehnig, „glen wie Gummi,“ sagte die Kaiserklar stolz. Wenn nach dem Brand dann Ziegel gesprungen waren, nie waren's von der Kaiserklar ihren. Das war ihr Stolz. Sie schmiß den Männern die gerissenen vor die Füße und trug ihre ab an die Mauer, neben der der Stangin ihr weißer Rosenbusch stand. Das war der Kaiserklar ihr Platz. Sie hatte ihn gewählt, weil sie die Stangin damit ärgern wollte. Denn sie konnte die Stangin nit leiden. Die war eine garstige, alte Betschwester, die jeden Morgen ihren Klumpfuß in die Kirche schleppte, um sich auszuschmaufen vor jedem Fenster stehen blieb, vor jedem Fenster was Neues erschnappte, die „Leut ausmachte und die Häuser austrug“. Zwischen jedem Geseß Rosenfranz dachte sie sich eine böse Rede aus. Und das ganze Jahr schimpfte sie über die Kaiserklar. Weil die nicht in die Kirche ging. Auch Sonntags nit. Aber Sonntags war die Kaiserklar hunds müde. „Und sie wollt auch was von ihrem Leben haben,“ sagte sie. Da setzte sie sich Sonntags früh in ihrem Garten neben den Hollerbusch und krümelte den Spazn Brot hin, rupfte sich eine rote Nelke ab und stopfte sie sich in den Mundwinkel. Das war ihre Sonntagsfeier. Sie roch den Duft der roten Nelke und sah den Spazn zu, wie sie sich um die Krümeln stritten. Das freute sie. Sie lächelte. Und wenn so ein Spazn recht frech war und gehörig dreinhackte, dann ermunterte sie ihn, warf ihm einen dideren Brocken zu und sagte: „Ganz recht, Dickkopf! Auf sie! Wer sich nix nimmt, der hat nix. Drum hat ja unserer nix. Weil man so einfältig ist. Weil man sich nix nimmt. Das Sauvolf. Und laß sie nur in die Kirch laufen. Das rentiert sich. Nix, wir feiern unsern Herrgott anders. Und unserer ist auch anders. Und will anders gefeiert sein. Laß dir nix gefallen, Dickkopf. Hast drauf. Da, hast du wieder einen Brocken. Hast dir'n wieder nehmen lassen — o, du Esel! Kriegst gar nix mehr. Hörst du, 's läut zusammen. Jetzt wird die Stangin wieder ihr'n diden Fuß in ihre Klosterbank²⁾ geschleppt haben. Beten, knostern³⁾, — als⁴⁾ den Rosenfranz — wuppig — und die Leut ausmachen.“

Dester auch setzte sich die Kaiserklar auf ihre hohe Trepp vorm Hause und guckte über die Gärten weg. Sie stemmte die Ellenbogen auf die Knie und stützte das Kinn auf ihre Fäuste und guckte übers Feld hinaus. Man konnt' hier weit sehen. Rechts dem Nathan sein Garten und dem scheppen⁴⁾ Stock seinen, der Stangin ihren und der alten Lisbeth ihren. Bei der alten Lisbeth sann sie nach. Daß die den dummen Majer geheiratet hat! Na ja, wie sie ihren Kaiser. Weiß kein Teufel nit. Aber die alt Lisbeth ist doch so eine ge-

scheite Frau. Eine gescheitere ist im Dorf nit. Aber sie hat den dummen Majer geheiratet. Und alerthen ist sie. Immer flink. Mit ihrem Holzbein.

Der Kaiserklar wurden die Augen weit.

„Wenn man sein Leben noch einmal von vorn anfangen könnt!“

Dann sann sie lange. Sie guckte immer nach der alten Lisbeth hin, die in ihrem Garten an der Waschkant stand und die Windeln für ihre Enkelkinder wusch. Bald flatterten sie in der Frühsonne, und die Lisbeth ging hinein ins Häuschen zu neuer Arbeit.

Die Kaiserklar schüttelte den Kopf.

„Sie ist ganz still und gut. Sie wird nie wild, wie ich. Sie klagt nicht, sie flennt nicht mal. Wie sie's nur macht?“ Und eben trat die alte Lisbeth über die Türschwelle mit dem Jüngsten an der Hand, das die ersten Schrittchen tat.

Nun war der Sonntag nur noch stiller als vorher. Man hörte ihr Holzbein herüberklappern. Und die Klar stand auf und sah ihr zu. Es packte den harten, festen Menschen. Sie redte ihre große Gestalt, wie um sich gegen ihre innere Bewegung zu wehren. Dann stand sie und sah zu, wie das Enkelkind neben der Alten hertrippelte, und hörte, wie das Holzbein aufstieß.

Nein, wie war's jetzt so still. Nichts bewegte sich. Nur der Rauch flog über den Dächern. In allen Häuschen brannte jetzt nur schwaches Feuer, über die Kirchzeit nachgehalten. Da hielt's die Klar nicht mehr aus, das Laischen und Stillesein. Sie rief hinüber mit ihrer starken Bassstimme:

„O'n Morjen, Majern!“

Die alte Lisbeth sah auf. Was sie erwiderte, hörte man nicht. Sie hatte eine weiche, helle Stimme, und sie war fast an den Achtzig. Aber der Klar lag daran nun nichts. Sie brauchte gar keine Antwort. Es war ihr nur darum zu tun, daß etwas laut würde. Und sie sah hinüber zu der guten Alten, an deren Holzbein sich das Kind jetzt festhielt und es ganz umfing, weil es im Trippeln aus dem Gleichgewicht geraten war.

Der Klar war's, sie sehe die hellen, blauen Augen, umrahmt von den roten Wangenäpfeln, sie sehe die klare hohe Stirne und den grauen Scheitel wie in lauter Licht. In einem sanften Schein, wie man die Hügel am frühen Morgen sieht, wenn sich der Glanz der Sonne über sie breitet. Sie fühlte den Sonntag, den rechten Sonntag, wie sie die alte Frau ansah.

„Schöner Sonntag heut!“ rief sie hinüber. Die Alte nickte.

„Geht ei'm 's Herz auf.“

Die Alte rief etwas dagegen. Die Klar hörte nur wieder die weiche Stimme, die dünn herüberklang wie ein ferner Liedton.

„Wenn's nur zu was Rechten ei'm aufgehen könnt, Majern! Wenn's nur ruhig tät werden in ei'm. Aber 's will nit! Aber 's tut nit! 's ist ein Sundeleben. Mein Alter ist wieder mal ausgeblieben, versäuft wieder, was er die Woch verdient hat. Wenn er nur mal krepieren wollt, der Lump. Herrgott, Majern!“

Dann sprach die Alte wieder dagegen. Die Klar bestand sie nicht. Und nun gingen Großmutter und Enkel langsam den Hof durch nach dem Garten zu. Aber ehe sich die Lisbeth ganz abwendete, trug ein Lüftchen ihre Stimme zu der Klar her, und das letzte Wort der Alten wurde dem hochenden Ohre deutlich: „— wenn Du alt bist, Klar!“

Großmutter und Enkel spielten zusammen auf dem Rasen. Das Kind pflückte Gänseblümchen und trug sie der Großmutter zu. Hoch über ihnen stand die Fichte in dem Garten der Lisbeth, ganz still und feierlich. Durch das grüne Laub der Obstbäume strich leicht der Wind. Der Apfelbaum streute Blüten. Es läutete zu Wandlung. Die Klar wandte sich ab und sah ins Feld hinaus. Man sah das Korn wogen, man sah die Weiden in den Weiden weber, die Gerten der Rappeln schwanke. Der Neuberger, die Platte, die Wingerte der Hölle. Die zarte Hügelinie, die den geschlängelten Wiesengrund begleitete, um sich da hinten, nach der schmalen Lücke, zum Rand zusammenzuschließen. Rund ums Dorf und um den Talsessel grüne Nebenhänge. Und da hinten

* Wir veröffentlichen das letzte Werk des uns im besten Schaffen entriessenen Künstlers aus seinem Nachlaß. Er hat in diesem Roman, in dem er ein gut Teil seines eigenen Entwicklungsganges gegeben, noch einmal alle die schönen und lebenswerten Seiten seines Talents entfaltet. Die intime Schilderung heimatischer Landschaft und die eindringende Darstellung mannigfacher, besonders volkstümlicher Menschentypen, unter denen der „Entgleiste“ daheim und dann draußen seinen Weg sucht und findet, erheben diese letzte Gabe zu dem besten Heimats- und Entwicklungsroman unter den vielen der letzten Jahre.

*) Beststuhl. *) ständiges Beten. *) immerzu. *) schiefen

In der Nüch, da sah sie die Eulennühle. Ihren weißen Giebel mit dem Fenster oben, ganz klar das Dreieck — mit dem hohen Schornstein, der so kräftig aus dem Dache herauswuchs. Mit dem breiten runden Apfelbaum rechts davor, der wie eine weiße Kugel aussah. Wie schön und greifbar das heute dalag. Ganz nahe und ganz still. So hatte es die Klar noch nie gesehen. Und wie oft hatte sie wie heut schon hier auf der Treppe gestanden.

„Die Lisbeth“ — das fiel ihr jetzt grad so ein — . . . „und wenn Du alt bist.“

Ja, ja, man muß alt sein, wenn man sein will wie sie. Die Klar warf sich in die Brust. Sie sah gespannt nach der Eulennühle hin.

Was ging sie die Eulennühle an! Aber es hielt sie doch fest. Die Wellen der Hügel, zwischen denen ihr dreieckiger Giebel stand, und die Kugel des Apfelbaums, die weiß war von lauter Blüten. Jetzt quoll der Rauch unter dem Schornstein hervor. Die Eulennüblers konnten auch ihre Kirche daheim halten. Die hatten den Herrgott ganz nahe, und ganz weit, nicht eingesperrt. Wie sie ihn gerade brauchten. Bis hinauf zum Himmel — und breit hier übers Land hin. Über die Wiesen, über die Felder, über die Wingerte (Weinberge), übers Dorf, bis wieder zu den Hügeln. Und die waren still allein da draußen, die störte niemand. Denen stapfte nicht jeden Morgen der Stangin ihr Klumpfuß vorm Fenster, die wurden nicht verlastet von Haus zu Haus bis zur Kirchentreppe. Das Helle im Gesichte der Klar verschwand einen Augenblick. Sie preßte die Lippen zusammen. Und ihr Kaiser. Wenn sie den nicht hätte!

Aber nun war's schon vorbei damit. Ihre Bider gingen höher.

Die alte Lisbeth und das Land hier, auf dem sie daheim war — das drängte sich ihr so heiß in die Brust, als rühre sich's unter ihrem Herzen. Das Blut schoß ihr in den Kopf. Nein, unter ihrem Herzen rührte sich's nicht mehr. Von dem Mann — nun und nimmermehr. Und sie sah viel weiter hinaus, als sie wirklich sehen konnte, und in ihr wurde es klar und hell, und ganz gewiß.

Auf der Pariser Chaussee unten bewegten sich die Fuhrwerke. Es war laut geworden. Die Kirche war nun aus. Teilnahmslos sah die Klar die Wagen unten am Ende der Gärten die Kurve durchfahren und dann längs die Chaussee weiter sausen, gestreckt im Galopp die Pferde, rappend die Wagen. Rufe und Lieder. Das Dorf war belebter. Die Deute gingen nun draußen am Hause vorbei. Die Klar hörte und achtete nicht drauf. Es war ganz still in ihr geworden. Kein Kind mehr unter ihrem Herzen von dem Mann — aber alles für ihren einzigen, ihren Philipp. . . . wenn Du alt bist, Klar.“ Da heraus aus dem Zieglerleben, heraus aus der Zieglergasse. Sie wollte schaffen, daß ihr die Knochen brachen — nur heraus. Für den Philipp. Daß er nicht mal in die Ziegelhütte zu gehen brauchte, daß er was war, wenn er groß war. Pfarrer oder Schullehrer, was er wollte.

Da stand der Philipp neben ihr. Sie guckte ihn an. Die Jacke zu eng, die Hosen zu kurz, die Stiefel klobig.

„Kerl,“ sagte sie in ihrer barschen Art und mit ihrer rauhen Stimme, „Du schiest ins Kraut. Wo willst denn noch hinaus! Bis Du zum Nachtmahl (Abendmahl) gehst, bist Du lang wie ein Wellenbaum. Und 's wird noch zwei Jahr bis dahin. Zwölf, dreizehn, vierzehn, da hab'n wir's. Wie die Zeit herum geht. Alt wird man, und eines Tags ist man krumm und müd.“

„Mutter, was ist denn Euch?“ sagte der Bube. „Was mir is? Alles und nix. Aber lernen muß Du was. Schullehrer oder Pfarrer, was Du willst. Aber was lernen. Nur kein Ziegler. Für alle Kränk nit. Willst Du?“

Der Bube sah sie an und wußte nicht, was er antworten sollte.

„Na, so red doch, willst Du?“

„Ei, ich wollt schon, Mutter.“

„Na, und?“

„Aber — wir sind doch arme Leut.“

„Schad nix. Ich schaff. Dein Vater versäuft wieder, was er die Woch verdient hat. Hier, über die Schwel soll er mir nit mehr kommen. Ich werf ihn die Treppe hinunter. Aber schaffen will ich für Dich. Und helfen kannst Du mir jetzt noch, das ist kein Schand und siehst Dir später kein Mensch mehr an — Lettenfahren und Ziegel abtragen, davon friegst Dein Ehr kein Loch. Und einen neuen Anzug kriegst Du. Gleich morgen. Brauchst nit mehr länger in dem verwaschenen zu laufen. Werktags, das ist egal, da wird geschafft. Aber Sonntags, da soll man sehen, daß Du was wirst. Da sollst

geputzt sein, Philipp, wie die reichen Duben, die kein Rindlchen Grün im Kopf haben. Denn weißt, es sind die Dämmsten nit, die so Lumpen gehen, wie Dein Vater. Davon mußt Du was haben. Und ich schaff.“

Sie schob ihn zur Haustüre hinein.

Da bemerkte sie, daß sie noch einen Brocken Brot in der Hand behalten hatte, in lauter Gedanken. Ein Suhm kam die Treppe heraufspaziert und pickte auf, was in den Rippen liegen geblieben war. Die Klar warf ihm das Brot hin.

„Da, mein Pippertchen.“ Und sie lockte noch ein wenig. Draußen auf der Gasse klang der Klumpfuß der Stangin. Die Klar packte der Uebermut.

„G'n Morjen, Stangin!“ rief sie über den Hof hinaus. „Wart Ihr in der Kirch gewesen? Fleißig gebet'it?“

„Du gottlos Mensch,“ rief die Stangin empört dagegen, „Du warst natürlich nit in der Kirch.“

„Nein,“ rief die Kaiserklar, „in der Kirch nit, Stangin, aber bei unserm Herrgott. Ich hab ihn auch nach Euch gefragt. Aber von Euch wüßt er nix, hat er da gemeint. Na, um so mehr wüßt Ihr von ihm — das gleicht's aus. G'n Morjen, Stangin.“

Die Kaiserklar sprang in ihre Tür und warf sie zu. Die Stangin schimpfte ihr ein paar giftige Wörter nach, dann hörte man schwer ihren Klumpfuß weiter schleifen.

Und im Dorf war's Mittag geworden, und dann wieder still und lautlos. Nur dann und wann trählten die Gähne. Denn es wollte Regen geben. Der helle Morgen hatte betrogen. Ueber die blaue Himmelstweide schärferten schon die weißen Rämmertwolken, und hinten, über der Eulennühle kamen sie in grauen dichten Säusen herauf.

(Fortsetzung folgt.)

Ein sozialistisches Drama von Upton Sinclair.

Der amerikanische Dichter Upton Sinclair, der Verfasser der Romane „Eumy“ und „Metropolis“, hat ein Theaterstück vollendet, das im nächsten Winter in London aufgeführt werden soll und wohl auch seinen Weg auf die deutschen Bühnen finden wird. Ob das Stück, das, einseitig nur in der Ursprache gedruckt, einem beschränkten Leserkreis zugänglich gemacht wurde, eine dauernde Bereicherung der Weltliteratur bedeutet, darüber werden die Meinungen der Kritiker vielleicht geteilt sein, daß es zu ihren interessantesten Erscheinungen gehört, wird kaum jemand bestreiten. Denn der Amerikanismus des Dichters hat sich hier mit unerhörter Kühnheit an ein geradezu unmöglich scheinendes Thema gewagt. Kann man sich denken, daß ein Drama abwechselnd in der fünften Avenue, der New-Yorker Milliardärstraße, und im Nibelheim der alten deutschen Heldenjage spielt, daß als handelnde Personen neben dem Eisenbahnkönig Isman und dem Kohlenbaron Gimpton König Alberich und Mime der Schmied auftreten und daß an dieser seltsam gemischten Gesellschaft unter den Klängen Wagnerscher Opernmusik der Zusammenbruch der kapitalistischen Gesellschaftsordnung erlutert wird?

Man könnte es keinem Leser verdenken, wenn er nach diesen allgemeinen Andeutungen den „Prinz Hagen“ Upton Sinclairs für das absurdeste Produkt halten wollte, das der sensationslüsternen Literaturindustrialismus der neuen Welt jemals auf den Markt geworfen hat. Und dennoch, Sinclairs Drama ist ein wenn auch nicht in allen Teilen gleich gelungenes, so doch groß angelegtes Kunstwerk, das niemals parodistisch wirkt, sondern immer ernsthaft interessiert und stellenweise zu selten erreichten Gipfeln dramatischer Dichtung emporfährt. Prinz Hagen ist die dramatische Synthese von Wagner und Marx. Beide geben die wuchtigen Grundpfeiler ab, über die der Dichter, einem kühnen Ingenieur vergleichbar, den Brückenbogen einer in amerikanischen Gesellschaftskreisen spielenden Handlung spannt. Für uns als Deutsche und als Sozialdemokraten ist Sinclairs Werk doppelt interessant. Darum soll jetzt schon sein Inhalt, wenn auch nur flüchtig, skizziert werden.

Zu Beginn des Stückes befinden wir uns in einem Urwald, in dem der Eisenbahnkönig Ameritas John Isman sein Sommerlager aufgeschlagen hat. Gerald, der Sohn des alten Isman, ein Musiker und Dichter, hat sich weitab vom Lärm der Gesellschaft in sein Zelt zurückgezogen. Der Abend sinkt und das Lagerfeuer verglimmt, da greift der Einsame zu seiner Violine und spielt sein Lieblingsstigma, das Riblungemotiv aus Wagners „Ring“. Ein wandernder Krämer, der den Weg verloren hat, wird von den Klängen der Geige angelockt und gesellt sich zu ihm. Langsam gleitet die Handlung ins Traumland hinüber. Denn der Krämer ist kein anderer als Mime, der Schmied. Wo Wagners Weisen klingen, steigt die Welt der alten deutschen Wunderjage auf — selbst im kanadischen Urwald! Als eine Verherrlichung des deutschen Genius, Richard Wagners, beginnt dieses amerikanische Theaterstück; ähnlich endet es auch.

In der zweiten Szene legt dann die eigentliche Handlung ein. Mime hat Gerald nach Nibelheim geführt, wo König Alberich seiner

in Sorgen wartet. Ribelheim ist in Not. Der greise König fühlt sein nahes Ende, sein einziger Erbe aber, Prinz Hagen, der Sohn des Hagen, der den Siegfried schlug, liegt — gleich Calderons Sigismund — in Ketten, weil die unbegreifbare Wildheit seines Gemüts dem Reich und seinem Volke jeden Tag mit neuen Verheerungen droht. Gerald soll Jung-Hagens Erzieher werden und nimmt den wilden von Zügelloser Machtbegierde erfüllten Knaben an die Oberwelt mit hinauf.

Der nächste Akt spielt einige Jahre später in dem Palais des Milliardärs Isman in der fünften Avenue New Yorks. Wir erfahren, daß Gerald's Jüngling, dessen geheimnisvoller Ursprung keinem Irdischen als dem jungen Dichter bekannt ist, seit einigen Jahren verschollen ist. Zur selben Zeit macht sich in den Straßen New Yorks ein Agitator bemerkbar, der gegen die Reichen predigt und dessen dämonische Beredsamkeit die Millionenstadt in ständiger Erregung hält. Auch die Schwester Gerald's, Estella, wird von Leidenschaft und Neugierde in eine dieser Versammlungen getrieben, und nach dem Eintritt des schönen Mädchens scheint dem leidenschaftlichen Vorkredner alle übrige Welt versunken zu sein. Er spricht nur noch für sie, er bringt nach der Versammlung sie verfolgend bis in das Haus, in dem sie wohnt, wo sich eben die obersten der oberen Fünfhundert zum Festbankett zusammengefunden haben. Gerald erkennt in dem Demagogen der Strafe, dem ungestümen Werber, seinen entwichenen Jüngling. Da tritt Mimi hinzu und verkündet Alberich's Tod. Prinz Hagen ist König von Ribelheim und Herr des Goldes geworden!

Hagen will aber König nicht bloß von Ribelheim, sondern auch von den Vereinigten Staaten sein. Mit dem Golde, das ihm jetzt unerschöpflich zufließt, kämpft er weiter gegen die Mächte, die er haßt, und für das Weib, das er liebt. Schon ist er der größte Rufstehman zwischen New York und San Francisco geworden, die Börsen der ganzen Welt richten ihre Kurse nach seinen Wienen, die Milliardäre zittern. Einer ist gekommen, der stärker ist als sie! Seinem Palais in der fünften Avenue ist an Pracht keiner zu vergleichen, seine Feste verschlingen Millionen, man drängt sich um den Mächtigen, den alle heimlich hassen und dem doch alle schmeicheln, weil sein Jorn sie mit Vernichtung bedroht. Die Staatserhaltenden von gestern sind die Revolutionäre von heute. Aber noch schleicht die Verfallwörung ohnmächtig im Dunkeln, und der Ungewaltige bringt schließlich seine Widersacher von sich auf die Knie. Der Schluß des dritten Aktes führt den Helden auf den Gipfel seiner Macht und das Werk auf die Höhe seiner Vollendung.

Im vierten Akt wird dann gezeigt, wie Hagens kapitalistisches Selbstherrschertum zusammenbricht. Herr über alle toten Dinge der Erde, hat er doch keine lebendigen Menschen für sich zu gewinnen vermocht. Selbst das Weib, dem er seine ganze Macht als gehorsamer Knecht zu Füßen legt, Estella, gesteht ihm, daß sie ihm mit dem Herzen nicht zu eigen ist. Seine Garden meutern. Der Kongreß in Washington erklärt sein gesamtes Vermögen zum Nationaleigentum. „Die Konzentration der Produktionsmittel und die Vergesellschaftung der Arbeit erreichen einen Punkt, wo sie unverträglich werden mit ihrer kapitalistischen Hülle. Sie wird gesprengt. Die Stumbe des kapitalistischen Privateigentums schlägt. Die Expropriateure werden expropriert.“ (Marx, Kapitel I S. 793.) Hagen steigt wieder hinab in das Schattenreich, dessen König er ist; hell klingt aus dem Orchester, indes sich der Vorhang senkt, das Heldenmotiv des siegreichen Siegfried.

Prinz Hagen ist, wie Freunde des Dichters zu erzählen wissen, als Teil einer Reihe von Dramen gedacht, die gleichsam einen modernen Ring der Ribelungen darstellen sollen. Es ist das Werk eines Mannes, der mit den Mitteln einer starken dramatischen Begabung zu höchsten Zielen strebt. Sinclair hat sein Stück nach einer Probeaufführung in San Francisco im Januar v. J. vollständig umgearbeitet; in seiner jetzigen Fassung ist es durchaus Bühnenfähig und Bühnenwirksam. Ob freilich ein deutscher Theaterdirektor die nicht unbedeutenden Kosten einer stilleren Aufführung riskieren wird, um dafür, wie vorauszusehen, das allerhöchste Mißfallen der deutschen Kunstmagnaten zu erregen? Das Bagnis wäre nicht gering! Ganz anders läge die Sache, wenn dieses sozialistische Stück zunächst einmal einem Arbeiterpublikum vorgeführt werden könnte.

Vielleicht eröffnet sich hier der Freien Volksbühne eine nicht leicht zu lösende, aber überaus dankbare Aufgabe!

Friedrich Stampfer.

Polentdeckung oder arktische Forschung?

(Zu den Polarplänen Zeppelins.)

Die Ghabarie des Zeppelin-Luftschiffes „Deutschland“ fällt zeitlich fast mit dem Beginn der Polarstudienfahrt Zeppelins zusammen. Wenn nun auch schon früher über die Möglichkeit eines Erfolges der geplanten Polarfahrt verschiedene Stimmen laut wurden, so ist doch durch die Ghabarie der „Deutschland“ diese Frage wieder akut geworden. Ein erfahrener Polarreisender, an den sich eine Hamburger Korrespondenz wandte, der Ingenieur F. de Gisebert, läßt sich darüber also aus:

Wird Zeppelin mittels eines nach starrem System gebauten Forscherluftschiffes die Lösung des Streites und der Frage überhaupt bringen können? Wird er, vollstänlich gesprochen, den Nordpol entdecken können? Es sprechen sich heute viele Stimmen, gewichtige Stimmen wohl zustimmend aus. Aber dennoch muß diese Hoffnung bestritten werden.

Die Frage zerfällt in zwei Teile. — Ob Polentdeckung oder — arktische Forschung.

Zuerst seien die Möglichkeiten der Polentdeckung genauer betrachtet.

Rehnen wir als Ausgangspunkt der Expedition Nordspizbergen an. Von Hammerfest bis zur Rossel-Bay würde vom Luftschiff zunächst eine Strecke in Luftlinie von etwa 1100 Kilometer zu bewältigen sein. Auf dieser Strecke könnte als einzige Zwischenlandungsstelle nur die Vären-Insel in Betracht kommen. Rehnen wir aber an, daß das Luftschiff bis Spizbergen ungefährdet läme und daß es selbst die sehr berichtigten Nebel der Vären-Insel-Zone vermiede. Auf der Fahrt über Spizbergen wird das Luftschiff, wenn ihm nicht gerade glückliche Zufälle blühen, mit dem Auftreten der plötzlichen Schneestürme zu rechnen haben.

Von solchem Schneesturm macht sich der Nichtkenner der arktischen Zone stets ein falsches Bild. Sie treten mit unbeschreibbarer Plögllichkeit und Heftigkeit auf, so daß buchstäblich der Wind nicht drei Meter vorwärts mehr frei ist. Die Menge des herabkommenden Schnees ist ebenfalls außerordentlich groß, so daß in weniger Zeit sich eine derartige Belastung auf die gewaltige Fläche des Luftschiffes legen würde, daß sie die Auftriebskraft um das Vielfache übersteigen müßte. Es ist ferner zu beachten, daß wie Schneestürme so auch Nebel plögllich und mit stärkster Intensität auftreten, und daß alle Niederschläge in festen Formen sich auf das Luftschiff legen. Also in dieser Zone als Eisüberzug.

Zimmerhin ist aber auf Spizbergen selbst noch mit einer gewissen Regelmäßigkeit der Temperatur zu rechnen. Nun könnte aber das Luftschiff nicht einfach von der Rossel-Bay in schlanen Flügen bis zum 90. Grad nördlicher Breite fliegen. Die meteorologischen Zufälle, die in Spizbergen zu erwarten sind, würden auf der Polfahrt mit verzehnfachter Sicherheit und Stärke eintreffen.

Der Weg in Luftlinie von der Rossel-Bay bis zum Pol beträgt ebenfalls über 1100 Kilometer hin und 1100 Kilometer zurück. Man muß bei einer Forschungsreise immer die ungünstigsten Umstände in den Erfolgskoeffizienten einstellen: also annehmen, daß am Nordpol kein festes Land, dennoch keine Landungsmöglichkeit sei. Dadurch verdoppelt sich der Weg des Luftschiffes, und es kommen über 2200 Kilometer heraus. Solange die Fahrt über Bades geht, ist die Temperatur unter dem Luftschiff immer unter 0, während die auf das Luftschiff fallenden Sonnenstrahlen eine Erwärmung der Luftschiffoberfläche herbeiführen müssen. Die dadurch hervorgerufene Feuchtigkeit der Luft wird sich naturgemäß als Nebel in fester Form auf das Luftschiff niederschlagen und die Belastung des Luftschiffes wird, ohne daß noch Schneestürme hinzukommen, sich stets vermehren.

Nun soll angenommen werden, daß das Luftschiff mit einer anhaltenden Durchschnittsgeschwindigkeit von 80 Kilometer die Stunde fährt, so würden unter allergünstigsten Verhältnissen doch 34 Stunden nötig sein, ohne Landungsmöglichkeit. Der Zwang zu einer Landung würde gleichbedeutend sein mit bölligem Untergang des Luftschiffes und der Mannschaft.

Das Luftschiff müßte also unter allen Umständen einen Aktionsradius von mindestens 2000 Kilometer haben. Dabei kämen natürlich die mitteleuropäischen Verhältnisse vergleichsweise überhaupt nicht in Frage. Für einen solchen Aktionsradius in normalen Verhältnissen kommt aber das Luftschiff, ob starren, halb- oder unstarren Systems noch gar nicht in Frage.

Nun sei auch noch eine schätzungweise Berechnung der Belastung des Luftschiffes durch einen mittelstarken Schneesturm vorgenommen. Es gehört nicht allzuviel dazu, um auf der Ballonsfläche eine Schneeschicht von 10 Zentimeter Höhe zu schaffen. Bei einer Länge des Ballons von etwa 135 Meter und 12 Meter Durchmesser würde die Schneeschicht von 10 Zentimeter eine Belastung von über 2000 Kilogramm darstellen. Nun wäre eine Schneeschicht von 10 Zentimeter aber gar nichts ungewöhnliches. Und die Schicht bleibt sehr fest liegen, denn an ein Schmelzen und Abfließen des Schnees ist hier nicht zu denken.

Dagegen halte man die höchstgesteigerte Auftriebskraft des Luftschiffes von 5—6000 Kilogramm und man sieht sofort nur, daß heute die Erreichung des Nordpols mittels Luftschiff eine Utopie sein muß.

Es bliebe demnach für Zeppelin nur übrig, von der Rossel-Bay ostwärts nach Franz-Joseph-Land und westwärts bis Grant-Land und Prinz-Patrick-Insel Erforschungstouren zu unternehmen. Von Rossel-Bay bis Franz-Joseph-Land kommt eine Entfernung in Luftlinie von etwa 550 Kilometer in Frage. Mindestens die gleiche Entfernung ist von der Rossel-Bay bis Hogen-Insel. Auf diesen Strecken ist eigentlich noch alles zu erkunden. Mittels geeigneter Schiffe liehen sich auf Franz-Joseph-Land Stationen für Zeppelin errichten. Wie solche aber nordwestlich, etwa bis Hagen-Insel gebracht werden sollen, das zu ergründen wäre weitaus schwieriger. Das Luftschiff müßte selbst über eine Entfernung von 800—900 Kilometer das Nötige hinführen.

Auf freien Eisflächen ist die Landungsmöglichkeit des Luftschiffes wohl gegeben. Aber das Eis triftet ununterbrochen. Deshalb könnte keine Station auf dem Eise angelegt werden, sondern nur auf

dem Festlande. So liegen die Dinge, wenn man sie ohne Voreingenommenheit betrachtet. Von einer Polfahrt Zeppelins wird kein ernster Forscher überzeugt sprechen. Sie wäre vielleicht einmal in absehbarer Zeit Zufallsfache.

Wenn Zeppelin nur einiges Material für die Wissenschaft über die Arktik erzielte, und dies eben nur durch Erforschungstouren nach Nordwest und Nordost von Nordspitzbergen aus, so täte er reichlich genug für die Wissenschaft. Denn diese Beobachtungen vom Luftschiff aus könnten um vieles genauer sein als vom Bord oder einer Eisküste aus, wo nicht nur der Blick begrenzt ist. Nur das soll man von ihm nicht fordern oder erwarten, im Streite zwischen Peary und Cool gewissermaßen die Entscheidung zu liefern.

Kleines Feuilleton.

Gaußwirtschaft.

Reis als Kartoffelersatz. Die Norddeutschen sind als besonders fanatische Kartoffelesser bekannt. Dies hängt zum Teil damit zusammen, daß die norddeutsche Küche im allgemeinen auf keiner besonderen Höhe steht. Eine gewisse Einförmigkeit ist ihr eigen, die natürlich dort am meisten hervortritt, wo Schmalhans Küchenmeister ist. Gegen die Vorliebe für die Kartoffel als Beigabe zu jeder Hauptmahlzeit neben Fleisch und Gemüse läßt sich gewiß nichts einwenden, wenn die Knollen gut geraten und weder zu alt noch zu jung sind. Kranke, schwarzfleckige Kartoffeln, die von der Peronospora, einer Pilzkrankheit, befallen sind, und ebenso keimende Kartoffeln sind der Gesundheit nie zuträglich, oft sogar sehr schädlich, da sie das giftige Solanin enthalten. Der Genuß von unreifen Kartoffeln erzeugt, wie wohl jeder schon gelegentlich an sich erfahren, mehr oder minder schwere Verdauungsstörungen. Die Sommermonate sind für den Kartoffelgenuß die ungünstigste Zeit, da die alten Knollen nicht mehr und die neuen noch nicht einwandfrei sind. In anderen Gegenden hat diese Kalamität nicht die große Bedeutung wie bei uns. In Süddeutschland und Oesterreich z. B. spielen die Mehlspeisen auf dem täglichen Tisch selbst der Armen eine so große Rolle, daß der Kartoffelgenuß demgegenüber zurücktritt. Bei uns ist es leider umgekehrt; alle die gediegenen „geschmalzten“ Mehlspeisen, die Knödeln, Nudeln, Nodeln, Spähle, die man in Oesterreich und Süddeutschland zum Fleisch oder auch ohne dieses genießt, kennt man bei uns in Nord- und Mitteldeutschland fast gar nicht. Mit Recht schreibt man dieses Kost im Süden eine besonders kräftigende Wirkung zu. Ein altes Sprichwort sagt:

Al habernes Hof und an g'schmalz'nen Mann,
Dö zwoa reißt loa Teißl g'hann.

Auch Reis wird im Süden außerordentlich häufig als kräftige und gesunde Zuzug zum Fleisch verbraucht. Bei uns so gut wie gar nicht.

Reis ist eines der ältesten uns bekannten Nahrungsmittel. Die Chinesen benutzen ihn schon seit 5000 Jahren. Mehr als die Hälfte der Menschheit nährt sich heute hauptsächlich von Reis. In Deutschland beträgt der durchschnittliche Reisverbrauch pro Kopf etwa 2½ Kilogramm jährlich. Das ist viel zu wenig. Es wäre im Interesse einer rationellen Volksernährung nur zu wünschen, daß Reis, der die Kartoffel um das vierfache an Eiweißgehalt und Wärmeenergie im menschlichen Organismus übertrifft, häufiger auf dem Tisch der Arbeiterfamilien erscheinen würde. Seine Zubereitung ist noch einfacher als die der Kartoffel, wenn die Hausfrau eine Kochliste benutzt, die man sich leicht selbst herstellen kann. Nach kurzem Vorquellen — etwa 5—10 Minuten vom Beginn des Kochens ab gerechnet — quillt der Reis in der Kochliste langsam aus, ohne daß die Speise beaufsichtigt zu werden braucht und ohne daß ein Verderben bei längerem Stehen zu befürchten ist.

Reis als Ersatz für Kartoffeln zu Fleischspeisen wird am besten folgendermaßen bereitet:

Man läßt etwas Fett in einem gut glasierten eisernen oder irdenen Topfe zergehen, schüttet den Reis hinein und läßt ihn unter Umrühren glasig werden. Dann gießt man heißes Wasser darauf — auf ½ Pfund Reis rechnet man ¾ Liter Wasser —, salzt, flügel, wenn man es liebt, eine mit zwei Kellen besteckte Zwiebel hinzu und läßt den Reis bei gelindem Feuer ohne Umrühren fest zugedeckt langsam gargaren. Erst in den letzten 10 Minuten vor dem Anrichten wird der Reis aufgedeckt. Er darf weder zu kleister noch zu drei werden, vielmehr muß er körnig bleiben. Natürlich kann man statt des Wassers auch leichte Brühe verwenden. Dieser Reis paßt sowohl zu gebratenem Fleisch, wie auch zu Frischfleisch und Ragouts.

Ebenso wird der **Misotto**, ein bekanntes Nationalgericht der Italiener, bereitet. Nur wird der Reis dann noch mit Pfeffer oder Paprika gewürzt und beim Anrichten mit geriebenem Parmesankäse bestreut. Die Beigabe von Parmesankäse ist zu Reis, ebenso wie zu Nudeln und Makkaroni, sehr zweckmäßig. Der Nährwert dieser Gerichte wird dadurch bedeutend erhöht, denn Parmesankäse besitzt einen Gehalt an Eiweiß von über 40 Proz., an Fett von über 20 Proz. Auch die Ausnutzung der in jenen vegetabilischen Produkten enthaltenen Nährstoffe soll durch den Käsezusatz gesteigert werden. Nun braucht es nicht notwendig der verhältnismäßig teure Parmesankäse zu sein, der allerdings den höchsten Wohl-

geschmack hat. Auch jeder andere Käse, der sich gut reiben läßt, z. B. trodener Schweizer oder Tilsiter Käse, ist verwendbar.

Zu ausgequollenem Reis paßt vortrefflich eine Tomatenjauche. Mit weichgekochten Eiern dazu hat man ein leicht herzustellendes Gericht für heiße Sommertage.

Der **Pilaw**, das türkische Nationalgericht, besteht aus Hammelfleisch mit pikant gewürztem Reis. Der Reis wird vor dem Garlocken in der Hammelbrühe in Fett gelb geröstet.

Sehr pikant schmeckt auch Curryreis. Currypulver ist ein mit Kurkuma gelb gefärbtes scharfes Mischgewürz, das besonders im Orient sehr beliebt ist. Wenn man es dem Reis hinzufügt, muß man alle anderen Gewürze fortlassen. Curryreis paßt u. a. gut zu Haschees.

Auch mit einigen Gemüsen vereinigt sich Reis zu sehr annehmbaren Gerichten. Gelbe Erbsen werden verdaulicher, wenn man sie mit Reis zusammenkocht. Auf 1 Pfund Erbsen rechnet man ½ Pfund Reis.

Ein empfehlenswertes Gericht ist das österreichische **Misi-Pisi**, d. h. Schoten mit Reis. Dazu kocht man ½ Pfund Reis in etwa ½ Liter leichter Brühe, die man sich mit Hilfe von Bouillonwürfeln herstellen kann. In ½ Liter Brühe oder Salzwasser kocht man 1 Pfund Schotenkerne weich, die von einer größeren Sorte sein können. Reis und Schoten werden miteinander vermischt und mit gehackter Petersilie, Salz und wenig Zucker gewürzt. Wer es liebt, mag diesem gesunden Gericht noch Mohrrüben hinzufügen. Wenn man keine Brühe verwendet, kann das Gericht mit Maggi oder Knorr-Sos im Geschmack gehoben werden. In Ermangelung frischer Schotenkerne läßt es sich auch von getrockneten Schotenkernen herstellen. M. Kt.

Aus dem Tierreiche.

Hochzeitsgebräuche im Käferreiche schildert der berühmte französische Entomologe J. S. Fabre in seinem neuesten Bändchen „Ein Blick ins Käferleben“, das bei der Französischen Verlagshandlung in Stuttgart erschienen ist (Preis 1 M.). Unter dem Titel **Goldkäferhochzeit** finden wir folgende Darstellung, die so recht das Schicksal des unglücklichen Liebhabers zeigt, der seinen Zweck im Käferleben erfüllt hat.

Gegen Mitte Juni bearbeitet vor meinen Augen ein Weibchen des Goldschmieds ein an seiner etwas geringeren Größe erkennbares Männchen. Die Angreiferin hat die Flügeldecken am Ende ein wenig aufgehoben und ihr Opfer hinten am Leib auf der Rückenfläche gepackt. Soviel es kann, zieht es nach der entgegengesetzten Seite, um sich von den furchtbaren Zangen freizumachen; es bewegt sich vorwärts oder rückwärts, je nachdem es zieht oder gezogen wird; hierauf bekränkt sich sein ganzer Widerstand. Eine Viertelstunde währt der Kampf. Andere Käfer, deren Weg an dem Paar vorüberführt, bleiben stehen und scheinen zu sagen: „Wald komme ich an die Reihe!“ Endlich macht sich das Männchen mit verdoppelter Anstrengung los und eilt davon. Sonst wäre es vermutlich von seiner mörderischen Mitschwester überwältigt und ausgebeutet worden. Einige Tage später wird die Tragödie bis zu Ende gespielt. Wieder beginnt sie damit, daß ein Männchen von einem Weibchen hinten mit den Weiszangen gepackt wird. Von seinen vergeblichen Befreiungsversuchen abgesehen, läßt der Gebissene der Sache ihren Lauf. Endlich gibt die Haut nach, die Wunde wird größer, und die Verfolgerin taucht ihren Kopf in den Leib des Gefährten, reißt ihm die Weichteile heraus und verzehrt sie. Ein Bittern läuft mehrmals über die Fußglieder und kündigt das Ende des Unglücklichen an. Das berührt seine Gattin nicht; sie wühlt fort, soweit es die Drustringe erlauben. Nichts bleibt von dem Opfer übrig als die eng aneinandergesetzten Flügeldecken und der Vorderleib. So müssen auch die anderen Laufkäfer, sämtlich männlichen Geschlechts, umgekommen sein, deren Ueberbleibsel ich von Zeit zu Zeit in dem Behälter finde; so müssen auch die Ueberlebenden enden. Von Mitte Juni bis zum 1. August sinkt die Zahl meiner Kostgänger von 25 Stück auf 5 Weibchen. Alle Männchen, 20 Stück, haben ihr Leben lassen müssen. Und durch wen? Offenbar durch die Weibchen.

Es geht sonderbar in der Laufkäferwelt zu, wo die Gattin den Gatten aufreißt, wenn sie seiner nicht mehr bedarf. Wie tief werden nach den Gesetzen der Fortpflanzung die Männchen eingeschätzt, wenn sie so auf die Schlachtbank geliefert werden! Ist dieser Zug von Kannibalismus im Anschluß an die Paarung weit verbreitet? Im Augenblick kann ich nur drei solche Fälle aus der Insektenwelt anführen: die Gottesanbeterin, den Skorpion und den Goldschmied. Bis zu einem gewissen Grade kann man hier zur Erklärung anführen, daß es sich hier um Fleischfresser handelt. Was sollen wir aber von den Pflanzenfressern sagen? Müd die Zeit des Winterschlafes heran, so fällt das Weibchen von *Ephippigora vitium* Serv. seinen Gefährten an, bohrt ihm den Stachel in den Leib und zehrt von ihm nach Herzenslust. Die gutmütige Grille zeigt auf einmal einen ganz anderen Charakter; sie schlägt den, der ihr eben noch so leidenschaftliche Ständchen brachte, reißt ihm die Flügel ab, zerbricht seine Laute und schent sich nicht, mit dem Leib des Musikanten seinen Hunger zu stillen. Hiernach hat es den Anschein, als wäre diese nach der Paarung eintretende tödliche Abneigung des Weibchens dem Männchen gegenüber eine ziemlich häufige Erscheinung, insbesondere bei den fleischfressenden Insekten.